

Nr. 68. Bromberg, den 28. August 1923.

Vitus Thavons Abenteuer.

Roman von Ernst Klein.

(2. Fortsetzung.)

Vitus Thavon bricht in fremdes Gebiet ein.

Er warf die Tür auf und trat auf den Balkon. Da dehnte sich in wunderbarem Blau der Golf mit seinen weißen Häusern am Strande. Weit drüben, im Süden stieg unmittelbar aus dem Meer das Massiv des Olymp auf, scharf umrissen in der klaren Morgenluft. Zehntausend Fuß fast reckte er sich in die Höhe, und auf seinen Gipfeln glänzte silbern der Schnee. — Ein wahrhaft stolzer, göttlicher Berg.

Vitus machte ihm seine Reverenz und vertiefte sich in das Rätsel, das er aus dem kleinen, nach „Chevalier d'Orsay" duftenden Kuvert gezogen hatte. Eigentlich hätte er stolz sein können. Zwei so schöne Frauen hatten ihn erkannt. — Aber in drei Teufels Namen, welche von ihnen hatte die Karte geschrieben? Beide vielleicht zusammen? Die eine der andern beim Schreiben über die Schulter geschaut? Vitus beschloß, dieses Rätsel zu lösen, ehe er die Fahrt nach Katherini antrat. Also heute noch!

Katherini! Olymp! Dort warteten Hamid Bey, Salomon, der arme Professor und die Banditen! Dort wartete seine Aufgabe! Schließlich ging die doch noch vor. — — — Eine Idee fuhr ihm durch den Kopf, verwegen, so eine rechte Babanque-Idee. Wenn ihm kein Inkognito was nützte, — dann konnte man schon was riskieren. Vom Überlegen zum Handeln brauchte Vitus nie viel Zeit. Er zog sich an, ging in die Redaktion der „Union et progrès", der Hauptzeitung Salonikis, und hatte mit dem kleinen Spaniolen, der sie redigierte, eine kurze Unterredung.

Als das Blatt am Nachmittag erschien, stand darin gleich hinter dem Leitartikel die folgende Notiz:

„Gestern abend ist unser berühmter und geschätzter Kollege, Herr Vitus Thavon, Spezialkorrespondent der „Welt", in Saloniki eingetroffen, um den von einer griechischen Bande entführten Professor Martius zu suchen. Wer Vitus Thavon kennt, wird nicht daran zweifeln, daß er ihn auch finden wird. Herr Thavon war so liebenswürdig, uns zu versprechen, daß er uns über seine Nachforschungen auf dem laufenden halten wird."

Vitus nickte zufrieden, als er das las. Für die schmeichelnden Epitheta war er nicht verantwortlich. Aber dem Zweck, den er erreichen wollte, schadeten sie nichts.

Am Nachmittag saß er beim Generalkonsul. Der Besuch beim Wali war erledigt; die Papiere befanden sich in seiner Tasche — und nun schlürfte er behaglich den türkischen Kaffee, den ihm sein Wirt vorsetzte.

Der zeigte auf die Notiz in der „Union et progrès".

„Wer Sie nicht kennt," sagte er, „müßte glauben, Sie wollen für sich Reklame machen. Aber so! — Sie haben doch sicher etwas mit dem Quatsch da vor?"

„Das ist kein Quatsch, das ist ein Leim."

„Und wer soll auf diesen Leim kriechen?"

„Die Herren Banditen."

„Das verstehe ich nicht. Sie sind ja immer ein toller Hecht gewesen, teurer Freund. Aber so sich auf den Präsentierteller hinsetzen — das ist doch Wahnsinn. Statt eines gefangenen Professors werde ich mich bald mit einem umgebrachten Journalisten zu beschäftigen haben. Das eine ist mir so unsympathisch wie das andere."

„Abwarten, hoher Magistrat! — Hat man noch nichts von den Banditen selbst gehört?"

Der Generalkonsul wußte ebensowenig wie der Wali. Über eine halbe Woche war seit dem Überfall verstrichen, und die Bande hatte noch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Augenscheinlich wollte sie zuerst ihre Beute in Sicherheit bringen, ehe sie Verhandlungen über ihre Rückgabe einleitete. Der Beamte saß da und wartete jeden Tag auf ihren Sendboten. Weder er noch die türkischen Behörden hatten eine Ahnung, was es für eine Bande war, die den Professor verschleppt hatte.

„Ich vermute, daß es überhaupt keine türkischen Griechen, Banditen, sondern Griechen aus dem Königreiche sind", meinte der Generalkonsul am Schlusse seines Berichtes. „Sie haben ihre Spione hier gehabt — der alte Esel von Professor hat ja laut genug herumgekräht, daß er nach Kokinoplos wolle. Das Nest liegt nicht weit von der Grenze — in einem Tage sind sie herüber, am nächsten zurück. Bin neugierig, was sie verlangen werden."

„Bescheiden pflegen die Kerle nicht zu sein. Na, wir werden ja sehen, wie meine kleine Notiz wirkt", lachte Vitus.

Dann ließ sich der Journalist die dritte Tasse Kaffee einschenken und ging auf ein anderes Thema über.

„Sagen Sie mal, Herr Generalkonsul, ist Ihnen etwas über den Apollodorus Xymatis bekannt?"

„Hm. — Läßt sich eigentlich nichts gegen ihn sagen. Ein steinreicher Mann. Kümmert sich wenig um Politik." —

„Ich denke, er gilt als Führer der Griechen hier — —"

„Nominell — ja. Aber ich glaube, der denkt zuerst ans Geschäft. Übrigens ist er ein intimer Freund von Talaat und Dschavid."

„Führt wohl ein großes Haus?"

„Und ob! Er hat auch was zu zeigen. Eine herrliche Villa, einen prachtvollen Garten und die schönste Frau in der ganzen Levante."

„So—o—o——o?" Und Vitus unterdrückte ein Gähnen. Sein Wirt geriet in Harnisch.

„Wenn Sie die sehen würden, verginge Ihnen das Gähnen", erklärte er. „Ich bin nicht gerade stark in poetischen Vergleichen, aber ich möchte sagen, die Frau ist schön wie ein Engel aus dem Paradiese."

„Na, gar so poetisch ist dieser Vergleich nicht. Eher etwas abgenutzt. Und dann — hm, Engel aus dem Paradies! So ein Engel pflegt neben seiner Schönheit tödliche Langeweile auszustrahlen."

„So? Nun dann lernen Sie Madame Xymatis erst einmal kennen! Oder ihre Schwester! Die ist nämlich gerade so schön" —

Vitus streckte seine Beine lang aus und ließ seinen Pfeil fliegen.

„Kenne sie alle beide. Bin mit ihnen von Budapest hergefahren."

Der Generalkonsul sprühte nur so vor Empörung.

„Hören Sie, das ist aber stark! Da pressen Sie mich aus. — Für welche von den beiden interessieren Sie sich eigentlich?"

„Ja, wenn ich das wüßte!" seufzte Vitus verzweifelt.

•

Er begab sich auf Rekognoszierung. Nicht weit vom Hause des Generalkonsuls erhob sich dicht am Meere die Villa des Großkaufmanns Apollodorus Xymatis. In vor-

nehmem Hochmut kehrte sie der Straße den Rücken zu, eine einfache steinerne Fassade mit fest verschlossenen Jalousien. Unmittelbar am Gebäude begann die gut zwei Meter hohe Mauer des Gartens, die sich bis an das Meer hinunterzog. Die Wipfel alter Bäume schauten darüber hinaus, mächtiger Platanen, Ulmen, Zypressen. Sogar schlanke Palmen regten verschlafen ihre breiten Wedel in der leisen Nachmittagsbrise, die vom Olymp herüberwehte.

Es war etwa gegen fünf. Für mediterraneeische Verhältnisse früh am Tage. Wie ausgestorben lag die vornehme Villenterrasse in der Vollglut der Sonne da. Kein Mensch, kein Laut. Kein geöffnetes Fenster weit und breit. Alle Viertelstunde kam melancholisch die Pferdebahn daher, staubbedeckt, schemenhaft. Langsam zog das magere Pferdchen den leeren Wagen hinter sich her. Drinnen schnarchten Kutscher und Schaffner um die Wette. Levante-Idyll! — —

Lange stand Vitus auf der dem Hause gegenüberliegenden Seite hinter einer Straßenecke geduldig Posten. Als sich gar nichts zeigte, gar nichs regte, schob er sich die Gartenmauer entlang bis zum Strande hinunter. Tief ins Wasser hinein ging die Mauer.

Diese Festung war nur vom Meere her zugänglich. Ich werde am Abend wiederkommen, sagte sich Vitus. Ich muß wissen, welche von den beiden — — —

Die Lichter in Stadt und Hafen brannten längst, als er sich in einem kleinen Boot auf den Weg machte. Aus dem Park „Union et progrés" erschallten die Klänge des italienischen Orchesters, das dort von neun bis elf Uhr jeden Abend konzertierte. Blendende Helle flutete aufs Meer hinaus und ließ eine große, in unaufhörlicher Bewegung befindliche Menschenmenge sehen. „Tout Solonique" erging sich nach Hitze und Mühe des Tages in der wohltuenden Abendkühle, schwatzte, lachte und amüsierte sich. Alles natürlich unter dem größtmöglichen Aufwand von Lärm, Geschrei und Gekreisch.

Vielleicht sind sie da? Vitus steuerte seine Nußschale zwischen den vielen Booten hindurch, die sich vor dem Park angesammelt hatten, und legte an dem kleinen Quai an. Der Park war nicht sehr groß, und in einigen Minuten hatte er sich überzeugt, daß unter all den eleganten, nach dem neuesten „Cri de Paris" gekleideten Damen die von ihm gesuchten nicht vorhanden waren. Also zurück in das Boot und weiter!

Zwanzig Minuten scharfen Ruderns brachten ihn vor den Garen des Paradieses, das seine Engel barg. Weit hinter ihm glänzten die Lichter des Hafens und zogen weiche silberne Streifen über das dunkle Wasser. Von dem Vergnügungspark wehte verschollen die eine und die andere Harmonie hinüber. Sonst alles still — wie am Nachmittag. Und wie am Nachmittag lag das Haus auch jetzt da, leblos scheinbar. Erst als er näher kam, sah Vitus im ersten Stock Licht durch die Jalousien schimmern. Leise gurgelnd plätscherte das Wasser unter seinem Boot, als er vorsichtig, sich dicht zur Mauer haltend, heranstrich. Hinter einem am Ufer sich erhebenden Gebüsch legte er sich auf die Lauer.

Er wartete eine halbe Stunde. Er wartete eine zweite halbe Stunde. Nichts rührte sich — das lange Stilliegen war nicht die Sache Vitus Thavons.

Hol's der Teufel! Die Sache muß riskiert werden. Die Folgen konnte man bedenken, wenn sie da waren! Dieses Schweigen des verschlossenen Hauses begann an seinen Nerven zu reißen. Er schwang sich aus dem Boot ans Land — — —

Welche?

Da, in derselben Sekunde fast wurde im ersten Stock die Türe auf dem Balkon geöffnet. Strahlendes Licht fuhr in die Nacht hinaus und legte sich über den Garten. Vitus glitt in das Gebüsch zurück und sah mehrere Gestalten auf den Balkon treten, die große, breite des Hausherrn, daneben die der Schwestern und noch die eines schlankeren Mannes — — —

Man war augenscheinlich gerade eben vom Souper aufgestanden — — — Vitus hörte deutlich eine dicke, fette Baßstimme, sicher die des Xymatis. Eine sonore Männerstimme antwortete, wohl die des Fremden. Die Damen lehnten vorn an der Brüstung und blickten auf das nächtliche Meer hinaus. Irene hatte ihre geliebte Zigarette in der Hand.

Vitus zermarterte sich den Kopf darüber, wie er sich ihnen bemerkbar machen konnte, ohne die Aufmerksamkeit der beiden Männer zu erregen. Verdammt — so nah war er! Und sollte zurückmüssen, ohne zu wissen, welche von den beiden — — — Irene oder Elena — — —?

Vitus Thavon hatte immer von sich behauptet, er sei ein Lieblingskind des Glücks. Soldat des Glückes nannte er sich oft. Und das Glück liebt bekanntlich die Verwegenen. Es liebt überhaupt nur die Verwegenen. Denen hilft es auch, wenn sie selbst nicht weiter wissen.

Vitus wußte in diesem Moment wahrhaftig nicht weiter. Da half ihm sein Glück. Herr Xymatis trat zu seiner Frau, flüsterte ihr etwas zu, worauf er sich mit dem andern Mann in das Zimmer zurückzog. Die Frauen blieben allein auf dem Balkon. — — —

Jetzt — — —!

Mit einem Satz sprang Vitus vor das Gebüsch und lief an das Haus vor, bis er aus der Dunkelheit heraus war und im Lichte stand. Sie mußten ihn erblicken.

Sie erblickten ihn. Und erkannten ihn. In der Minute. Er sah's an der jähen Bewegung, die durch sie beide ging. Beide drehten sie blitzschnell den Kopf zurück und spähten in das Zimmer — — — Sie trugen große Abendtoilette und dünkten dem Einbrecher schöner und verführerischer denn je. — — —

Irene winkte mit flehender Gebärde, er sollte sich entfernen. Ihr Gesicht war voll Schrecken und fiebernder Angst. Elena beugte sich neben ihr herunter — sie lächelte. — —

Sprechen war gefährlich. Vitus telegraphierte also durch beredte Zeichen, er werde nicht gehen. Sondern unten warten. Er hielt die Karte mit der Warnung hoch empor.

Oben tuschelten sie miteinander. Er stand noch immer im Licht und wartete. Der verwegenste Soldat, dem je das Glück gelächelt.

Irene und Elena traten vom Balkon in das Zimmer. Zogen langsam die Türe hinter sich zu — — —

Vitus war befriedigt und schob sich hinter die Bäume. Er wußte jetzt, daß sie kommen würden. Den Männern irgendeine Entschuldigung erzählen, Spaziergang im Garten, eine so schöne Nacht —

Eine Viertelstunde verging. Dann öffnete sich im Parterre eine Tür und zwei verhüllte Gestalten huschten in das Dunkel. Oben blieb die Balkontür geschlossen. — Doch durch die Spalten der Jalousie glänzte das Licht. — — —

Eine der Frauen blieb an der Türe stehen, die andere kam mit raschen Schritten in den Garten.

Vitus konnte nicht erkennen, welche der Schwestern es war. Die Spannung der Minute war selbst für ihn zu viel, der doch wahrlich gelernt hatte, seine Nerven im Zaume zu halten.

Welche? Welche? Irene? Elena?

Die Frau blieb stehen, sah sich um. Sie wartete auf ein Zeichen. — — —

Ganz leise zischte Vitus. Da trat sie auf ihn zu. — — —

Irene. — — —

War er enttäuscht? Hatte er, sich selber unbewußt, Elena erwartet? Nein, bestimmt nicht. Nur wissen hatte er müssen. — —

Und jetzt wußte er!

Sie stand dicht neben ihm, im Schatten der mächtigen Platane. Er meinte das Schlagen ihres Herzens zu hören.

„Um Gottes willen, was wollen Sie?" hauchte sie.

„Sie haben die Karte geschrieben?"

„Ja!"

Sie zauderte eine Minute, dann kam die echte Frage der Frau.

„Was haben Sie denn geglaubt?"

„Nichts habe ich geglaubt. Ich zerbreche mir nie mit unnützen Spekulationen den Kopf. Aber jetzt weiß ich — und bin der dankbarste aller Sterblichen."

„Der wahnsinnigste sind Sie! Herr Thavon, Sie wissen nicht, in welcher Gefahr Sie schweben." — —

„Bah! Aber Sie! Daß Sie gekommen sind, Frau Irene! Wie soll ich Ihnen das danken?"

Sein Blick suchte den ihrigen und fand ihn. Trotz der Finsternis, die um sie war, sah er die Wärme darin. Herrgott, war das Weib schön!

Er wollte sie fassen. An sich reißen. Sie entglitt ihm, schwer atmend und doch lächelnd.

„Sie versündigen sich!"

„Sündigen — ich? Ja — wenn ich Sie nicht küßte — —!"

Er ergriff sie am Arm. Hielt sie. Zog sie an sich. Sie sah ihm in das kecke Gesicht. So jung war er, so männlich! So übermütig lachten seine Augen! Aber — sie bog doch weit den Kopf zurück. Sein Mund traf ins Leere.

„Vitus Thavon," flüsterte sie, „hören Sie auf mich! Ich bin nicht gekommen, um zu scherzen. Warnen will ich Sie — warnen! Man weiß, zu welchem Zweck Sie hier sind! Gehen Sie morgen noch zurück nach Wien! — — Dort sind Sie sicher! Hier nicht eine Minute!"

Er hatte nur das Lachen des Soldaten des Glückes.

„Habe es ja extra in die Zeitung gesetzt, damit man es weiß. Aber interessieren würde mich, zu erfahren, wer der „Man" ist, von dem Sie eben sprachen."

Mit allen Zeichen jähen Schreckens wich sie zurück.

„Ich kann nicht mehr sagen," stieß sie hervor. „Ich kann Sie nur beschwören, zu gehen. Folgen Sie mir." — —

„Sorgen Sie sich so um mich?"

Da hob sie den Kopf und sah ihm gerade in die Augen.

„Ja," antwortete sie. „Wir sorgen uns um Sie. Wir möchten nicht" — —

Im selben Moment flog oben die Türe auf. — —

Grell schoß das Licht über den Garten. Die beiden Männer erschienen auf dem Balkon. — — —

Vitus und Irene standen ganz im Dunkel. Ein leiser Druck ihrer Hand, und schon glitt sie längs der Mauer so weit zurück, daß sie in den Schatten des Hauses kam. Vitus rührte sich nicht. Atmete nicht.

Herr Xymatis beugte sich weit vor über die Brüstung und spähte in das Dunkel.

„Wo seid ihr?" rief er.

Da traten Irene und Elena unter dem Balkon hervor.

„Wir kommen zu euch hinunter" — —

Die beiden Männer traten zurück. In der nächsten Minute saß Vitus im Boot und jagte in die Nacht hinaus.

Aus dem Hause ergoß sich jetzt eine wahre Sturzwelle von Licht über Garten und Meer. Xymatis und der andere Mann kamen mit den Frauen dicht an das Ufer — — —

Aber der Schatten hinter der Mauer hatte Vitus bereits verschluckt!

Xymatis scherzte und neckte seine Frau.

„Mondschwärmerin! Kleine Phantastin! Träumerin!" lachte er mit seiner dicken Stimme und klopfte ihr liebevoll die Schulter — — —

Gott sei Dank, er hat nichts gesehen! betete sie in ihrem Herzen.

Aber er hatte gesehen!

Ein wohlgemeinter Rat.

„Alles in Ordnung?" fragte Vitus, als er in Katherini das alte Dampferchen verließ, das den täglichen Postdienst mit Saloniki besorgte.

„Alles in Ordnung!" antwortete Salomon, der ihn an der selbst für türkische Verhältnisse allzu wackligen Landungsbrücke erwartete.

Katherini ist ein armseliges griechisches Nest von ein paar schmutzigen Häusern, der Hafenplatz für das ganze Olympgebiet. Hier beginnt die Bergstraße nach Elassona, das hoch oben in den Bergen liegt, und von wo sie über den Valeeikopaß hinein nach Griechenland weitergeht. Auf dieser Straße waren vor wenigen Jahren die Divisionen Ehdem Paschas zur Abwehr heranmarschiert, da die Griechen als das erste der Balkanvölker es unternahmen, allein die morsche Türe der Türkei einrennen zu wollen. Aber so morsch diese Türe auch damals schon war — die Griechen stießen sich den Schädel daran wund. Über diese Straße waren einst die Scharen Philipps von Mazedonien gezogen, als er sich aufmachte, das stolze Hellas zu unterwerfen. Anderthalb Jahrhunderte später erdröhnten sie unter den Tritten der Legionen Roms, die dem letzten der Mazedonierkönige sein Reich zu nehmen kamen. Wieder ein paar Jahrhunderte nachher, und die wilden Haufen der nordischen Barbaren stampften auf ihr südwärts, angelockt durch den ewig lachenden Himmel Griechenlands und seine kostbaren Schätze. Um das alte lasterhafte Göttergesindel, das einst auf diesem Gipfel gehaust hatte, kümmert sich heute kein Mensch mehr. Ihre Namen sind vergessen, ihre Tempel verfallen — — — alt ist diese Hochstraße über den Olymp, alt und voll Blut — — —

Und jetzt war sie so recht das Dorado der griechischen Räuber, die den armseligen Dörftern das Leben schwer machten. Auch Salomon hatte sich eine Zeitlang in diesem Gebiete betätigt, und zwar mit gutem Erfolge trotz der großen und allzeit regen Konkurrenz. Doch Salomon hatte seinen Revolver immer eine Sekunde früher bei der Hand gehabt als der tüchtigste seiner Konkurrenten. Salomon hatte stets ein Geschäftsprinzip in Ehren gehalten: erst schießen und dann unterhandeln. Es geht nichts über solide Geschäftsprinzipien.

Jetzt stand er an der Landungsbrücke, angetan mit seinem alten „Arbeitsgewand", das er als Dragoman in Saloniki nicht gut mehr verwenden konnte. Hohe Filzgamaschen bis über die Knien reichend, um den Bauch den geliebten Patronengürtel und auf dem schwarzen Struppschädel eine verschlissene Fellmütze. Die Revolvertasche barg den kostbaren Browning, zur Vorsicht jedoch — man kann ja nicht wissen — trug er den alten Revolver noch im Gürtel, in dem überdies ein handliches Messer griffbereit steckte.

Salomons Brust war noch einmal so breit wie gewöhnlich, denn sie war geschwellt von süßen Erinnerungen und zärtlichen Hoffnungen. Im Olymp ließ sich leben. — — —

Alles war besorgt und zum Abmarsch bereit. In der kleinen Herberge war ein Mahl hergerichtet, bestehend aus Pillaf und Joghurt, den landesüblichen Schnaps Raqui nicht zu vergessen, ein Getränk, das der Teufel erfunden haben muß. Es schmeckt ganz harmlos, unscheinbar. So wie ein milder Absinth. Ahnungslos trinkst du drei, vier, — nun, weil es sonst so gut schmeckt, fünf, auch sechs Gläschen — und wenn du dann aufs Pferd steigen willst, kannst du den Kopf nicht vom Schwanz unterscheiden.

Vitus als erfahrener Balkanier ging dem Raqui aus dem Wege. Er ließ sich das Essen gut schmecken und stillte seinen Durst an dem kräftigen Landwein, während Salomon es für seine Pflicht hielt, dem Raqui den Garaus zu machen. Bei ihm brauchten ja auch die verfluchten Schnapsgeister einen viel längeren Weg, bis sie im Kopf anlangten.

Während Vitus noch bei Tisch saß, kamen die Zaptiehs, die Gendarmen, die ihm sein Freund Hamid entgegengesandt hatte. Zähe, durch jahrelangen Dienst in harter Bergesluft verwitterte Burschen waren es, so recht treue Diener des Großherrn zu Stambul, obwohl ihnen der monatelang den kärglichen Sold schuldig blieb. Aber Allah ist groß, der Sultan weit — und die verdammten Räuber in unmittelbarer Nähe. Also taten sie ihre schwere Pflicht jahraus, jahrein. Um der Pflicht willen. Bis sie die Kugel irgend eines im Hinterhalt liegenden Banditen erreichte. Helden, von denen die Welt nichts weiß. Helden in zerrissenen Uniformen, mit leerem Beutel immer, mit leerem Magen oft. Männer, die dem Teufel guten Tag sagten und dem Tod in die Fratze spuckten. Männer, die stundenlang in größter Sonnenglut zu Fuß gingen, um ihr abgetriebenes Pferd zu schonen. Und Männer, die kleine Kinder zerhackten, wenn es die Kinder ihrer Feinde waren.

Der Führer der Zaptiehs, ein langer, sehniger Gesell mit grauem Schnurrbart, meldete sich bei Vitus. Der hatte ein Herz für diese Sorte Leute. Reichte jedem die Hand und stopfte sie voll mit Zigaretten. Geld macht diesen bedürfnislosen Menschen nicht viel. Aber eine Zigarette — — ah, das ist ein Gastgeschenk!

Jeder der vier zündete sich eine an, und man hielt Kriegsrat.

„Herr," sagte Ismael, der Korporal, „wollen wir nicht den Einbruch der Dunkelheit abwarten?"

„Warum?"

„Weißt du, um die Straße herum streicht seit ein paar Tagen mehr Gesindel als gewöhnlich. Sie könnten uns von der anderen Seite abschießen wie die Hasen. In der Nacht kommen wir leichter durch. Rasten morgen in Ajos Dimitris und sind übermorgen in Elassona."

„Ich will aber morgen dort sein."

„Dann kann es dir passieren, Herr, daß du als toter Mann hinkommst."

Vitus stand auf und sah dem alten Soldaten in das braune Gesicht.

„Fürchtet ihr euch?"

Das Gesicht Ismaels wurde noch dunkler, als es schon war.

„Nein," knurrte er wie eine Dogge, die sich zum Beißen anschickt.

„Also dann los, Bruder! Die griechischen Antartes bringen die Leute auch erst um, wenn sie sie haben."

„Stimmt," sagte Salomon.

Die Zaptiehs lachten. In Wahrheit — sie hatten gefürchtet, der Giaur werde den Rat Ismaels annehmen. — —

Draußen standen die Pferde. Früh war's noch am Tage. Mit einem Jubelruf schwang sich Vitus in den Sattel. — —

Und so ritten die sechs Männer die alte, uralte Straße bergan, dem ragenden Hochwald zu. Mitten hinein in die wildeste Räuberromantik.

(Fortsetzung folgt.)

Die Knechte.

Tausend Sternen glanz- und jugendumwoben
Sah ich voll Sehnsucht nach ewigen Kränzen erhoben.
Ach und wie viele
Küßte der Lorbeer am Ziele!
Steil ist der Weg, und bitter schmeckt Hungern und Dürsten.
Knechte wurden, die einst sich träumten als Fürsten.
Lassen sich g'nügen,
Talwärts den Acker zu pflügen.

Manchmal nur zittert die ruhende Faust am Sterze,
Weckt ein hallender Ton ihr schlummerndes Herze,
Hören ein Singen
Über sich schweben wie Schwingen.
Das sind Gefährten, die einst mit ihnen gegangen,
Trotzige Sieger, die gläubig das Schicksal bezwangen,
Die nun den Gründen
Wunder der Schönheit verkünden.

Aber die Knechte stehn in den Furchen und sinnen.
Träume der Jugend steigen empor und zerrinnen.
Alles war Lüge!
Stumpf ward das Herz.
Und weiter furchen die Pflüge . . .

Carl Busse.

Die interessanteste Stadt der Welt.

Aus Neuyork, Anfang Juli, schreibt man der „Frankfurter Zeitung“:

Jetzt hat man vier Wochen lang die 25. Wiederkehr des Tages gefeiert, da aus Manhattan (Alt-Neuyork), Brooklyn, Staten Island und einem Teil der Landdistrikte Long Islands „Greater Neuyork“ entstand, das aber offiziell nur den Namen Neuyork führt. Neuyork wird doch in absehbarer Zeit die volkreichste Stadt der Welt werden, denn bei der letzten Zählung, 1920, hatte sie 6 006 794 Einwohner und sie wächst viel schneller als London, das jetzt etwa 7 400 000 Köpfe zählt. Und in der Zeitschrift „Sage foundation“, die das Bevölkerungsproblem nach wissenschaftlichen Grundsätzen behandelt, wird erklärt, in 30 Jahren werde es nicht weniger als 20 000 000 Neuyorker geben. Die Volkszählung vor genau 100 Jahren ergab 152 056 Seelen. Allein Brooklyn ist seither von 11 187 Bewohnern auf 2 070 355 gekommen und dort sowie in den Vorstädten ist noch Platz für Millionen.

Sagt man zuviel, wenn man Neuyork die interessanteste Stadt der Welt nennt? Auf einem engen Komplex in der Unterstadt, wo jeder Quadratfuß Boden sozusagen mit Gold aufgewogen wird, recken sich 88 Gebäude in die Luft, von denen jedes mindestens 20 Stockwerke hat; die meisten sind über 30 hoch und zwei über 50. Eins, das Woolworth-Gebäude, strebt 792 Fuß in die Lüfte, das nächste 616. Hier gibt es Hotels, die allein kleine Städte darstellen, und zwar sehr viele von ihnen, denn 100 000 Fremde halten sich täglich in den Mauern der Stadt auf. Kein Amerikaner, der es zu etwas gebracht hat, versäumt es, jährlich mehrere Monate in Neuyork zu verleben, denn nur hier kann der Mann, der viel, viel Geld ausgeben kann, alles haben, was sein Herz begehrt. Will er Roulette, Pharo, Baccarat oder ein sonstiges vom Gesetz streng verbotenes Spiel spielen, eine Zehndollarsbill, dem Detektiv seines Hotels in die Hand gedrückt, verschafft ihm Eingang zu Tempeln Fortunas, die, mit prächtigen Gemälden, deckenhohen Spiegeln und weichen Teppichen ausgestattet, den Eindruck vornehmer Klubs machen, welcher Eindruck noch dadurch gehoben wird, daß alle Besucher in Abendtoilette sind. In der Hudson-Metropole ist in jeder Hinsicht vorgesorgt wie sonst in keiner Stadt Amerikas.

Niemals hat ein Ort der Erde ein solches Völkergemisch gezeigt wie Neuyork. In einer öffentlichen Schule an der Ostseite wurde ermittelt, daß die Eltern der Kinder aus 22 verschiedenen Ländern kamen. Man findet hier den Speisezettel fast aller Länder der Welt. Will man nach türkischer Art essen, geht man in ein Restaurant unten an der Washingtonstreet, in zwei volkreichen italienischen Kolonien kann man alles nach Art des Stiefellandes gekocht bekommen, die ganze untere Ostseite ißt „koscher“, im Chinesenviertel gibts den Speisezettel der Ex-Bezopften, die Herrschaften aus Kuba und Portorico haben ihre eigenen Speiselokale mit der süßen Kocherei, der man sehr schnell müde wird, Schweden und Norwegen sind ebenfalls vertreten, und die deutsche, französische und amerikanische Küche findet man allerwärts. Neuyork beherbergt 1 500 000 Juden in seinen Mauern, wahrscheinlich also mehr als je in Palästina gelebt haben; es ist nach Rom die größte italienische Stadt, den 388 978 Italiener wohnen hier und das Deutschtum mit seinen Kindern erreicht 800 000 Köpfe.

In Neuyork kann, um das Wort des alten Fritz in etwas veränderter Bedeutung zu gebrauchen, jeder nach seiner Fasson selig werden. Es ist wohl keine Religionsgemeinschaft der Welt, die nicht hier eine Kirche oder doch ein Versammlungslokal hätte. Es gibt allein vier Sorten Methodisten, die Mährischen Brüder florieren hier mit einem halben Dutzend Gemeinden, die Swedenborgianer haben eine Kirche, die Gesundbeter ihrer mindestens ein Dutzend, es gibt hier Mormonen, Welsch-Calvinisten, Dutzende von Synagogen für die orthodoxesten aller Juden bis zu den fortgeschrittensten Reformgemeinden, man hat „Jünger Christi“, Spiritualisten und sogar Waldenser.

Ungeachtet der außerordentlichen Verschiedenheit der Elemente, aus denen die Bevölkerung zusammengesetzt ist (⅔ aller Neuyorker sind im Auslande geboren oder doch Kinder von Einwanderern), wickelt sich das Leben in der glattesten, man möchte sagen geräuschlosesten Weise ab. Die Tiefbahnwagen und andere Verkehrsmittel sind stets überfüllt, aber die Zahl der sich aus diesem Zusammenpferchen von Menschen ergebenden Konflikte ist außerordentlich gering. Irgendetwas scheint dem Neuyorker zu sagen, daß er Rücksichten auf anders geartete und anders denkende Menschen nehmen muß, wenn überhaupt das Leben erträglich sein soll. Selbst im Kriege, da doch die menschlichen Leidenschaften aufgewühlt waren wie nie zuvor, ist alles abgegangen, ohne daß irgendein aus dem Nationalitätenhader sich ergebender Zusammenstoß zu verzeichnen gewesen wäre.

Der Neuyorker ist sich selber genug. Die Zeitungen draußen „in der Provinz“ haben täglich spaltenlange Berichte über Geschehnisse in der Metropole, aber die Neuyorker Blätter haben, abgesehen von der Politik, nur dürftige Nachrichten darüber, was draußen passiert. Ist der Neuyorker fort vom Hudson, wird er von heftigem Heimweh gepackt, denn, so sagt er, er wolle lieber ein Laternenpfahl in Neuyork denn ein Bürgermeister in einer Stadt im Westen sein.

Bunte Chronik

* **Der eisgekühlte Tanz.** In heißen Tagen muß man schon ein sehr leidenschaftlicher Tänzer sein, um sich diesem anstrengenden Vergnügen hinzugeben, und wenn auch bei Siedehitze die Tanzsäle gefüllt sind, so ist jedenfalls der Genuß ein sehr zweifelhafter. Das ist aber nur bei uns der Fall, wo man in der Pflege des Ballsaales noch nicht so weit gekommen ist, wie in der Neuen Welt. In Amerika will man auch bei der heißesten Temperatur in eleganten Badeorten auf das Vergnügen des Balles nicht verzichten, und so ist denn der „eisgekühlte Tanz“ in Mode gekommen. Wirft man einen Blick in den Tanzsaal eines der prachtvollen Kurhäuser in den amerikanischen Badeorten, so findet man einen luftigen, von geheimnisvollem blauen Licht durchfluteten Raum, in dem eine Fontäne ihre kühlenden Wasserstrahlen sprudeln läßt und an dessen Fenstern das Eis in großen Behältern langsam schmilzt, während sich zu einer diskreten Musik die Paare ruhig dahinbewegen. Der Kampf gegen die Hitze, der in den von furchtbaren Temperaturen heimgesuchten amerikanischen Großstädten so eifrig geführt wird, hat auch im Ballsaal gesiegt und durch eine Fülle von Vorkehrungen den Tanz zu einer Freude gemacht, selbst wenn draußen die größte Hitze herrscht. Bei uns begnügt man sich höchstens mit gewissen Ventilationsvorrichtungen. In den Vereinigten Staaten aber ist die Zuführung von frischer Luft durch elektrische Fächer usw. zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet. Außerdem treibt man eine bei uns unbekannte Verschwendung mit Eis. Eis steht nicht nur in großen Gefäßen auf jedem Büfett, wird mit jeder Wasserkaraffe gereicht, ist in jedem Getränk vorhanden, sondern auch die Fenster sind sogar mit Eis verbarrikadiert, so daß die Hitzestrahlen durch diese kalte Wand nicht hindurchdringen können. Eine große Bedeutung mißt man sodann der Färbung des Lichtes bei. Man unterscheidet zwischen warmen und kalten Farben und hält darauf, daß im Ballsaal jede grelle Farbe ausgeschaltet wird und der ganze Raum in eine kühle, dämmerige Atmosphäre getaucht ist. Die elektrischen Fächer, die kühle Luft zuführen, sind mit Blöcken von Eis umgeben, so daß sie kleine Eisteilchen in der Luft verstäuben und kalte Strömungen durch den Saal verbreiten. In Rio de Janeiro, wo ebenfalls im Sommer viel, auch bei größter Hitze, getanzt wird, ist man darauf verfallen, zwischen zwei Tänzen immer eine kurze abkühlende Automobilfahrt zu unternehmen und sich dadurch von den Anstrengungen des Tanzes zu erholen.

* **Was man gerne wissen möchte?** Die amtlichen Devisenkurse am Abend des Sündenfalles? — Die Spitzenlöhne beim Turmbau zu Babel? — Ob Kleopatra ein Dirndlkleidchen hatte? — Ob die Dornröschenhecke nicht nur ein eingesetzter Schwindel war, um die Wohnungsrationierungskommission vom Schlosse fernzuhalten? — Ob die sieben Zwerge einen Betriebsrat hatten? — Ob die Loreley Lustbarkeitssteuer zahlte? — Ob die Venus Sachwerte besaß? — Ob Penelopes bekannter Trick von einer hohen Rheinlandkommission als Sabotage oder nur als passive Resistenz angesehen würde? — Ob in der Arche Noah allwöchentlich der Multiplikator für vollständige Pension dem Steigen des Wassers entsprechend erhöht wurde?



* **Empfindlich.** Gasthofsbesitzerin: Sie wollen fort? Was gefällt Ihnen denn bei uns nicht? — Zimmermädchen: Die Betten, Madame; det ist ja det reene Brehms Tierleben!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.